

Vorwort

„... als ich mit meinen neu gewonnenen Freunden im letzten Sommer während unserer gemeinsamen Zelttour im Bergischen Land abends in die Aggertalsperre gesprungen bin ...“ Seminarteilnehmer/innen waren eingeladen, sich an eine Situation vollkommenen Glücks zu erinnern. Wer könnte die geschilderte Situation nicht nachempfinden: Super Wetter, nette Leute, keine Pflichten, keine Sorgen, man fühlt sich blendend und traut sich was – und springt hinein ins Glück, das einfach plötzlich so da ist, ohne dass man weiß wie.

Glück ist etwas Wunderbares, und offenbar muss man gar nicht so viel dafür tun. Manchmal kommt es einfach angefliegen; doch oft stiehlt es sich, kaum dass man sein Glück begriffen hat, auch schon wieder davon. Die Flüchtigkeit des Glücks ist sprichwörtlich. Und da fangen die Schwierigkeiten schon an. Denn natürlich möchte der Mensch sein Glück festhalten. Aber wie? Dies ist eine zentrale Frage antiker Philosophie. Man möchte sich nicht begnügen mit unverhofft einfallenden Glücksmomenten, sondern strebt nach dauerhafterem Glück. Das Streben nach Glück wird zu einer Lebenskunst.

Was in der Folge dazu aufgetürmt wurde, ist gigantisch. Hunderte von Definitionen, Massen von Sprichwörtern, Fluten von Glücksbrevieren und neuerdings natürlich auch von empirischen Befunden. Das Glück soll nun nicht mehr bloß eine Kunst sein, sondern zu einer Wissenschaft werden. Da gibt es ein „Institut für europäische Glücksforschung“, eine „World Database of Happiness“, ein „Oxford Happiness Inventory“ und eine Menge Ratgeber, die ziemlich genau wissen, welcher Cocktail an Dopaminen, Serotoninen und Endorphinen angerührt werden muss, damit das Glück seine Chance erhält.

All das lässt einen reichlich ratlos zurück: Da heißt es, jeder Mensch strebe nach Glück (Aristoteles); aber gleichzeitig sei dem Glück nichts so sehr abträglich, wie es ausdrücklich zu wollen (die Psychologie). Da kann man lesen, jeder sei bei Beachtung einiger Spielregeln prinzipiell glücksfähig (Epikur), aber auch: Der Mensch sei für das Glück nun einmal nicht geschaffen (Freud). Da gibt es den empirischen Befund, dass ein solider Wohlstand einer der verlässlichsten Glücksindikatoren sei, und dann kommt eine Studie mit dem Ergebnis heraus, die glücklichsten Menschen lebten in Bangladesch. Was soll man davon nun halten?

Es scheint, dass uns die Paradoxien des Glücks zunehmend nerven. Wer gerne „alles im Griff“ hat, empfindet das Glück als Problem. Dagegen muss es doch irgendetwas geben! Und da in unserer Gesellschaft keine Marktlücke lange unentdeckt bleibt, gibt es natürlich auch etwas: Glücksbücher, Glücksseminare, Glücksgurus, Glücksformeln, Glücksrezepte, Glückskekse usw. Das Leben ist kurz, die Sehnsucht nach Glück unersättlich, da wird es schnell eng.

Gleichzeitig wissen wir: Nichts schadet unserer Aussicht auf Glück so sehr wie die Angst, zu kurz zu kommen. Daher ist nun wieder zu warnen: vor der Tyrannei des Glücks und der Gier nach gelingendem Leben (Schneider-Flume).

Das ist, in aller Kürze, der Stand der Diskussion und der Ausgangspunkt dieses Buches. Wenn Religionspädagogik sensibel sein soll für die Fragen der Zeit, kann sie das derzeit so forcierte Interesse am Thema „Glück“ nicht ignorieren. Daraus ergibt sich eine erste Aufgabe: zu diagnostizieren, wo und wie „Glück“ in unserer Gegenwartskultur zum Thema wird, welche Glücksversprechen hier gemacht werden und welche Dimensionen des Glücks dabei angesprochen werden. Aber das Interesse am Glück ist natürlich nicht nur ein Zeitphänomen, sondern menschheitlich universell. Daher die Frage: Wie kann man das jahrtausendealte Bemühen um eine Kultur des Glücks Menschen und vor allem Heranwachsenden von heute so erschließen, dass daraus ein Orientierungsgewinn entsteht? Welche Philosophien des Glücks sind es wert, dass man sich etwa im Religionsunterricht mit ihnen auseinandersetzt? An diesem Punkt muss man sich allerdings auch der skeptischen Frage stellen: Kann man zum Glück denn erziehen? Ist Glück ein sinnvoller Bildungsgegenstand oder gar ein mögliches Bildungsziel? Ist Glücksfähigkeit eine Kompetenz, die man in einem gestuften Bildungsgang allmählich zu einem immer höheren Niveau entwickeln könnte? Brauchen wir wirklich ein „Schulfach Glück“?

Das alles sind, auch religionspädagogisch, wichtige Fragen. Noch einmal besonders spannend aber wird es, wenn man darüber hinaus nun die theologische Dimension des Themas bedenkt. Das Verhältnis der Theologie zum Glück ist ja höchst spannungsreich. Dass das Evangelium auch für den nach Glück suchenden Menschen eine gute Nachricht bereithalte, hätte lange Zeit kaum jemand zu sagen gewagt. Denkbar war allenfalls eine „Theologie der Hoffnung“ (Moltmann), aber nicht eine „Theologie des Glücks“ (vgl. Lauster, Roth u.a.). Erst in jüngerer Zeit werden Versuche unternommen, Korrelationen herzustellen zwischen biblisch-theologischen Perspektiven und dem, was Menschen sich als „Glück“ ersinnen – durchaus auch kritische Korrelationen. An diesen Versuchen möchte sich das vorliegende Buch beteiligen.

Das Thema „Glück“ zählt zu den sogenannten „Lebensfragen“. In Auseinandersetzung mit solchen Lebensfragen kann erkennbar werden, inwiefern der Einbezug religiöser Perspektiven auch unsere vermeintlich ganz „profanen“ Probleme tiefer begreifen hilft. So auch das Glück! Wobei vielleicht gerade das Glück ein Beispiel dafür ist, dass die alten Unterscheidungen zwischen „Lebensfragen“ und „Glaubensfragen“, „problemorientiert“ und „biblisch“, „lebenskundlich“ und „theologisch“ oft keinen rechten Sinn mehr machen. Dorothee Sölle schreibt: „Wonach sehnen sich die Menschen? Es ist der Wunsch, ganz zu sein, das Bedürfnis nach einem unzerstückten Leben. Das alte Wort der religiösen Sprache ‚Heil‘ drückt genau dieses Ganz-Sein, Unzerstückt-Sein, Nicht-kaputt-Sein aus ... Vertrauen können, hoffen können, glauben können – alle diese Erfahrungen sind mit einem intensiven Glücksgefühl verbunden, und eben um dieses Glück des Ganz-Seins geht es in der Religion“ (Die Hinreise, Stuttgart 1975, 167).